

Der Geist der Freiheit

Helmut Dworschak

Maurice Chappaz führte ein Dichterleben, kämpfte für den Schutz der Natur und geisselte die wirtschaftliche Ausbeutung des Wallis. Eine Lesung mit Bildern und Filmszenen lädt zur Begegnung ein.

In seiner Verwandtschaft waren bürgerliche Berufe die Regel. Doch danach stand ihm nicht der Sinn. «Ich bin der Meinung, dass man aus seinem Leben etwas anderes machen muss, als es die allgemeinen Gewohnheiten verlangen. Ich weiss, dass es Gefahren gibt und dass ich scheitern kann», schrieb er mit 24 Jahren an seinen Onkel, den Staatsrat Maurice Troillet.

In Troillet, dessen Vornamen er anstelle seines Taufnamens Achille übernahm, fand der Neffe einen Vertrauten, der sich um ihn kümmerte und ihn und seine Ehefrau, die Dichterin S. Corinna Bille, bis zu Troillets Tod 1961 auch finanziell unterstützte. Von seinen Eltern und den neun Geschwistern hatte er sich hingegen früh entfremdet.

Aussteiger hat es immer wieder gegeben. Was den Walliser Dichter Maurice Chappaz (1916–2009) auszeichnet, ist der helle und klare Geist, der in seiner Sprache Ausdruck findet. Dazu kommt ein entzückendes Selbstbewusstsein, zumindest beim jungen Dichter. Wie das Leben aussieht, das er als erstrebenswert betrachtet, schildert Chappaz im kurzen Prosatext «Von einem, der auf einer Bank liegend lebte», den er 1939 noch während seines (niemals abgeschlossenen) Jus-Studiums schreibt.

«Dieser er, das bin ich!»

«Was aber alles übertrifft, was wirklich schön ist, extra, wie die Kinder und die Dichter sagen, das ist die Freiheit! Man konnte

gut sehen, wie er sie schnupperte, wie er sie einatmete im blauen harten Mammutbaumschatten im Stadtpark von L. In langen Zügen trank er von diesem Schatten, der wie schwarzer Champagner war und sein Blut fröhlich in Wallung und Trunkenheit versetzte, wie sie der Wein den Glücklichen spendet.» – «Leser, dieser er, das bin ich!», verrät der Erzähler später. Während das Volk arbeitet und ihm das farbige Schauspiel des Lebens bietet, macht er – nichts. «Ich aber strecke mich den ganzen Tag lang auf einer Bank aus. Nichts tun, überhaupt nichts tun.»

Eine gelassene Heiterkeit ist in dieser Prosa und eine Unmittelbarkeit, die bis heute nichts von ihrer Frische eingebüsst hat. «Wieder schaue ich den Himmel an und alle möglichen Dinge: einen Fensterladen, ein Stück Flaschenglas, einen Zweig, eine rote Ameise, einen frisch umgeschichteten Komposthaufen. Wind, Luft, Pflanzen und Tiere sind glücklich. Ich mag die Dinge und verweile bei ihnen.» So zuversichtlich klingt er danach kaum mehr. Die Fröhlichkeit habe ihn verlassen, schreibt er etwa 1944 in «Der Pfywald». Ein von Trübsinn und Schläfrigkeit geplagtes Dichter-Ich begegnet uns in diesem und im folgenden Jahrzehnt. Es ist geradezu auf die Vergänglichkeit fixiert: «Noch ein paar flüchtige Jahre – und alles ist vorbei.» Selbst in den Veränderungen der Natur erblickt es deren «zweispältiges Wesen» und liest es als «heimliches Zeichen vom Ende der Welt».

Trübsinn und Hellsicht

Die gedrückte Stimmung hält Chappaz aber nicht davon ab, die von «so viel Wirrwarr, so viel Betriebsamkeit» geprägten Verhältnisse klar zu benennen: «Die Hundertstundenkilometerrüpel / fordern die Strasse für sich. / Schluss mit dem Getuschel der blauen / Pflaumenbäume!» Unverblümete direkte Zeitkritik und poetisches Bild treffen hier, im 1960 erschienenen Gedichtzyklus «Le Valais au gosier de grive», unmittelbar aufeinander.

Um zu schreiben, floh Chappaz seine Familie – drei Kinder hatte er mit Corinna Bille – und unternahm tage- und nächtelange

Wanderungen. Ein weltfremder Fantast war Chappaz jedoch nicht. Besonders die Briefe zeugen von Klarsicht und menschlicher Wärme. So kommentiert er etwa den Tod seiner Schwester in einer psychiatrischen Klinik gegenüber dem von ihm verehrten Dichter Gustave Roud: «Kranken und überhaupt allen gegenüber bräuchte es so viel mehr an Liebe, als wir haben, eine zugleich poetische und moralische Kraft des Kontakts, eine franziskanische Sympathie (die Sie so lebendig ausdrücken), aber so beschränkt sich die Rolle des anderen auf Überredungspalaver, und das endet dann mit Handgreiflichkeiten und Beruhigungsspritzen.» Die Briefe vermitteln auch einen Eindruck vom seelischen Drama, das Chappaz jahrzehntelang durchlebte, weil er sich zum Dichter berufen fühlte, aber damit kein Auskommen zu finden war.

Bücher über das Wallis

Es mutet ein wenig ironisch an, dass ihm gerade die kritisch-engagierten Schriften der 1960er- und 1970er-Jahre, allen voran sein «Portrait des Valaisans», zum Erfolg verhalfen. Davor war er von Existenzsorgen geplagt und hielt sich und seine Familie mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Gegen Ende der 1960er-Jahre setzte schliesslich auch der Erfolg der Erzählungen und Romane von Corinna Bille ein. Nach ihrem Tod 1979 betätigte sich Chappaz als Herausgeber ihrer Werke und trug so massgeblich dazu bei, sie vor dem Vergessen zu bewahren.

Über sechzig ausgewählte Texte, vor allem kürzere Prosatexte und Ausschnitte aus seinen Büchern über das Wallis, Strophen aus Gedichtzyklen und über zehn Briefe hat Charles Linsmayer im chronologisch geordneten Lesebuch versammelt, das in der Reihe «Reprinted by Huber» erschienen ist. Leider enthält der Band weder ein Werkverzeichnis noch eine Lebenstafel. Er lädt dazu ein, einen engagierten Dichter kennen zu lernen, der zu den interessantesten Schweizer Autoren des 20. Jahrhunderts zählt. Viel Raum, ein Drittel des Buches, nimmt der reich bebilderte und dichte biografische Abriss des Herausgebers ein.

Maurice Chappaz

Szenische Lesung: Sonntag, 4. November, 11 Uhr, Kellertheater, Markt-gasse 53. Mit Regula Imboden (Lesung) und Charles Linsmayer (Modera-tion). Buch: Maurice Chappaz: In Wahrheit erleben wir das Ende der Welt. Ein Lesebuch. In der Übertragung von Hilde und Rolf Fieguth, zusam-mengestellt und mit einem biografischen Nachwort versehen von Charles Linsmayer. Verlag Huber, Frauenfeld 2012. 352 Seiten, Fr. 42.90.